

Martin
von Koppenfels

Schwarzer Peter

Jonathan Littell und
die Identifikation
mit dem Täter

Wallstein

Martin von Koppenfels

Schwarzer Peter

Der Fall Littell, die Leser und die Täter

Kleine Schriften zur literarischen
Ästhetik und Hermeneutik
Bd. 2

Herausgegeben von
Wolfgang Braungart | Joachim Jacob

Martin von Koppenfels

Schwarzer Peter

*Der Fall Littell,
die Leser und die Täter*

Wallstein Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2012

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Aldus

Umschlag: Susanne Gerhards, Düsseldorf

Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

ISBN (Print) 978-3-8353-1175-6

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2278-3

Inhalt

1. Identifizierungskämpfe	
Schwarzer Peter	7
Littells Leser	9
Identifizierung und Projektion	19
2. Die Erzähler	
Zum Beispiel Céline	32
Zeugenschaft und Paranoia	37
<i>Captatio malevolentiae</i>	43
Er oder ich	49
3. Die Täter	
Täterstimmen	53
Die Henker reden nie	56
<i>Ich, der Henker</i>	62
Identifizierung mit dem Angreifer	67
4. Die Dämonen	
Warten auf die Wohlgesinnten	75
Dämonisierung und Banalisierung	82
5. Die Wörter	
Barbarismen	91
Eumeniden und Euphemismen	98
Verletzte Sprache	103
Danksagung	108

1. Identifizierungskämpfe

Schwarzer Peter

Schwarzer Peter ist ein Spiel, dem in Deutschland kaum ein Kind entkommt. Dabei geht es ums Paaren und Übrigbleiben, vor allem aber ums Bluffen, Verschleiern und Unterschieben. Das Spiel mit der schwarzen Karte erscheint damit als ein »false-belief-test« im weitesten Sinne, als eine jener Versuchsanordnungen, mit denen die Entwicklungspsychologie untersucht, wie weit Kinder in der Lage sind, sich in andere Personen hineinzuversetzen. Diese Fähigkeit, für die sich in der Psychologie der irreführende Begriff »theory of mind« eingebürgert hat, besteht in ihrer elementaren Form in dem Vermögen, mir vorzustellen, dass mein Gegenüber eine andere Sicht auf die Dinge hat als ich und dass diese Sicht durchaus nicht mit dem übereinstimmen muss, was ich als Lage der Dinge ansehe.¹ Diese elementare Leistung (die aus Sicht etwa der Autismusforschung alles andere als banal erscheint), bewältigen normal entwickelte Kinder ab dem vierten Lebensjahr zunehmend gut. Es liegt auf der Hand, dass es hier um die Entstehung von Fähigkeiten geht, die auch im Umgang mit fiktionalen Texten gefragt sind: perspektivischer Sinn und das Vermögen, die Gedanken und Gefühle anderer imaginär durchzuspielen.² Ausgebildet werden diese Fähigkeiten nicht zuletzt in der Sphäre des Spiels, in der eben

- 1 Heinz Wimmer, Josef Perner, Beliefs about beliefs. Representations and constraining function of wrong beliefs in young children's understanding of deception, in: *Cognition* 13 (1983), S. 103-128. Zur Forschungsgeschichte z.B.: Simon Baron Cohen, *Mindblindness: An Essay on Autism and Theory of Mind*, Cambridge 1995, S. 69-84, Keith Oatley, *Such Stuff as Dreams*, Chichester u. a. 2011, S. 40-45.
- 2 Vgl. z. B. Lisa Zunshine, *Why We Read Fiction. Theory of Mind and the Novel*, Columbus 2006.

auch jene Karten mit der variablen Vorder- und der uniformen Rückseite zu Hause sind: Spielzeug, dessen Sinn darin besteht, mir vor Augen zu führen, dass mir die Welt meines Gegenübers verborgen ist.

Was den Schwarzen Peter betrifft, so kennt man die Schwierigkeiten, die daraus entstehen, dass die jüngsten Mitspieler noch nicht in der Lage sind, ihren Ärger über den Besitz der fatalen Karte und ihre Zufriedenheit über deren erfolgreiche Weitergabe zu verheimlichen. Es braucht etwas Schummelei, um zu verhindern, dass die Sache mit Tränen endet. Die Tränen rühren daher, dass es in diesem Spiel nicht nur ums Schwarzer-Peter-Haben, sondern auch ums Schwarzer-Peter-Sein geht. Wer am Ende auf der ungepaarten Karte sitzen bleibt, *ist* der Schwarze Peter und wird in der archaischen Variante des Spiels mit Ruß im Gesicht markiert. Wie in allen Gruppenspielen wird hier die Bildung von Gruppen gespielt. Und wie in den allermeisten von ihnen findet dabei eine Identifizierung statt – und zwar eine negative.³ Diese ist, obgleich schnell wieder abzuwischen, nicht ganz leicht zu ertragen. Und sie ruft Erinnerungen an viel ältere, weniger harmlose Praktiken wach – an Rituale, in denen es um die Weitergabe eines Stigmas, eines Kainszeichens ging. Christoph Türcke hat etwa die Praxis des Losens in diesem Sinn gedeutet, die seit jeher mit kleinen Objekten (zum Beispiel Karten) durchgeführt wurde, die auf möglichst unvorhersehbaren Bahnen zwischen den Angehörigen einer Gruppe zirkulierten.⁴ Und was da zugelost wurde, war meist nichts Gutes. Losen ist eine Praxis zur Aussonderung eines Mitglieds der Gruppe. Viele Kinderspiele enthalten Echos solcher archaischer Aussonderungen. Als Namenspatron des Schwarzer-Peter-Spiels gilt übrigens nach populärer Überlieferung ein Hunsrücker Straßenräuber der Goethezeit, der sein Leben in einem Mainzer Gefängnis beschloss, wo er mehr Zeit zum Kartenspielen hatte, als ihm lieb sein konnte.

3 Die älteren ikonographischen Varianten des Spiels zeigen als Schwarzen Peter einen »Mohren« und nicht den politisch korrekteren Schornsteinfeger oder Kater.

4 Christoph Türcke, *Philosophie des Traums*, München 2008, S. 65.

Das Interessante an diesem Spiel ist das Moment der Identifizierung: Wer den Schwarzen Peter hat, wird auch dazu. »Jemandem den Schwarzen Peter zuschieben« heißt ihm eine Schuld zuweisen. Es geht hierbei offensichtlich nicht nur um die schöne und in gewissen Grenzen durchaus nützliche Leistung unseres Verstandes, die Perspektive anderer Personen zu repräsentieren, es geht auch um die Zuweisung von Identität – um Identifizierung. Damit ist ein Schlüsselbegriff der folgenden Überlegungen genannt. Sie kreisen um Texte wie Jonathan Littells Roman *Les bienveillantes* (2006), die von einem Punkt her erzählt sind, den man abkürzend als »Täterposition« bezeichnen kann. Die Literatur der Täterposition – Littells Roman steht hier in einer bestimmten literarischen Tradition – mutet ihren Lesern eine solche temporäre Identifizierung mit dem Schwarzen Mann zu. Der Schwarze Mann, das ist in dem historischen Zusammenhang, von dem hier die Rede ist, zunächst und zumeist der SS-Mann.

Littells Leser

Littells Roman⁵ bildet den Ausgangspunkt des folgenden Essays, weil der von ihm ausgelöste Skandal einen exemplarischen Fall darstellt. Die erstaunliche Wirkung dieses Buches beruht weniger auf poetischen Qualitäten wie Vielschichtigkeit und konzentrierter Sprache, als vielmehr auf der diskurspolitischen Leistung, verschiedene Stränge des Schreibens über den Holocaust und andere kulturelle Referenzen so miteinander zu verbinden, dass aus diesem Amalgam aus historischer Forschung, Zeugnissen überlebender Opfer, Täterkonfessionen, Kolportage, Trivialmythen, Tragödienzitate, modernem Roman, sowie Anleihen bei Philosophie und Literaturtheorie im Kontext heutiger Erinnerungspolitik die größtmögliche Provokation entstand. Die empörten Reaktionen, die Littells Buch bei vielen seiner Leser

5 Jonathan Littell, *Les bienveillantes*, Paris 2006. Zitate aus dieser Ausgabe ab jetzt mit bloßer Seitenangabe in Klammern.

hervorgerufen hat, lassen sich deuten als Versuche, die besondere Art der Identifizierung zurückzuweisen, die der Roman seinen Lesern zumutet. Ich möchte zunächst drei dieser Reaktionen aufgreifen und als Ausdruck eines Affekts deuten, den man als Identifikationsangst bezeichnen könnte. Diese Angst bildet eine Konstante innerhalb der Debatte um Littells Roman.⁶ Angesichts jener Debatte, die zumindest in Frankreich und Deutschland noch immer andauert (wenn auch mit verlangsamtem Pulsschlag), kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, um dieses Buch werde ein regelrechter Identifizierungskrieg ausgetragen – ein Konflikt um die Grenzziehung zwischen erlaubten und verbotenen Identifizierungen.

Diesen Konflikt zu analysieren oder erinnerungspolitisch einzuordnen ist freilich nicht das Hauptinteresse dieses Essays. Es geht weniger um den »Fall Littell« als um bestimmte Lektionen, die aus ihm zu lernen sind. Der Fall bildet nur den Anlass für einen Versuch, die abgründigen Seiten der Beziehung zwischen Text und Leser in Augenschein zu nehmen, und zwar besonders jene Art von Beziehung, die man als identifikatorisch bezeichnet. Bücher wie die *Bienveillantes* machen deutlich, dass die gängige Vorstellung von »identifikatorischer Lektüre« als einem Vorgang, der auf wahrgenommener Ähnlichkeit und Sympathie zwischen Leser und Romanfigur beruht, zu einfach ist. Diese

6 Die französische und die deutsche Debatte scheinen bisher gegensinnig zu verlaufen: Überwog in Frankreich in der ersten (journalistischen) Phase der Rezeption, nicht zuletzt unter dem Eindruck zweier wichtiger Literaturpreise, das hymnische Lob, häufen sich in der zweiten (akademischen) Phase die scharfen Polemiken; z. B.: Édouard Husson, Michel Terestchenko, *Les complaisantes. Jonathan Littell et l'écriture du mal*, Paris 2007; Pierre-Emmanuel Dauzat, *Holocauste ordinaire. Histoires d'usurpation*, Paris 2007; Charlotte Lacoste, *Séductions du bourreau*, Paris 2010. In der deutschen Öffentlichkeit, wo das Feuilleton überwiegend mit schroffer Ablehnung reagierte, zeugen längere Studien wie z. B. Jonas Grethlein, *Littells Orestie*, Freiburg i. B. 2009, oder Peter-André Alt, *Ästhetik des Bösen*, München 2010 (S. 496-511), von Faszination und Anerkennung. Der Grund für diese unterschiedlichen Verlaufskurven muss in der unterschiedlichen erinnerungspolitischen Ausgangslage beider Länder gesucht werden.